

Herbert Bassarak [Hrsg.]

Lexikon der
Schulsozialarbeit



Nomos

ein vorbehaltloses Wahlrecht zwischen einem inklusiven Unterricht in einer S. oder dem Angebot einer Förderschule wählen dürfen. Der bisherige Ressourcenvorbehalt wurde ausnahmslos abgeschafft. Der inklusive Unterricht soll weiter ausgebaut werden und die Förderschulen zu Förder- und → Beratungszentren weiterentwickelt werden (vgl. Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur 2013, 1ff.). In Rheinland-Pfalz gibt es im Schuljahr 2015/2016 insgesamt 277 S., über 30% der Schülerinnen und Schüler mit festgestelltem Förderbedarf besuchen eine S. (Pädagogisches Landesinstitut Rheinland-Pfalz 2016). Das Leitbild der → Inklusion darf dauerhaft nicht alleine auf die Schülerinnen und Schüler mit sog. festgestelltem Förderbedarf oder/und Behinderung angewendet werden, sondern muss mit der Frage verbunden werden, welche Unterstützung und Begleitung alle Schülerinnen und Schüler benötigen und wie eine inklusive Schule gestaltet werden muss, damit Inklusion gelingt. → Qualitative Merkmale dafür sind: Qualifizierung von Lehrkräften, Barrierefreiheit, vielfaltsorientierte → Lehrmethoden, Umsetzung lebenspraktischer → Kompetenzen und Assistenzkräfte (vgl. Komorek 2013 S. 48) Die S. ist auf diesem Hintergrund als Schritt im Entwicklungsprozess zu einem → inklusiven → Schulsystem (in Rheinland-Pfalz) zu verstehen. Die Rolle und die Anforderungen an Schulsozialarbeit und → Jugendhilfe dabei sind (noch) ungeklärt. Jedenfalls kann die Schulsozialarbeit ihre Stärken nutzen: → Lebenswelt- und → Sozialraumorientierung, → Interdisziplinarität, sie ist Scharnier zu andern Jugendhilfeleistungen und -angeboten und per se benachteiligten Kindern und Jugendlichen verpflichtet. Möglichkeiten sieht Maykus (2014) in kommunalen → Bildungslandschaften: Diese „können einen → Rahmen bieten, um fachliche → Steuerungsprozesse zwischen Schule und Kinder- und Jugendhilfe zu koordinieren und pädagogische Konzepte der Bildungsförderung in Städten und Gemeinden zu entwickeln. Dies kann allerdings nur gelingen, wenn in den → Teilsystemen Schule und Jugendhilfe hierfür Voraussetzungen geschaffen werden, v.a. die kommunale Übertragung von Teilen der Schulträgerschaft, die Entwicklung von → Verwaltungskooperatio-

nen zwischen den Fachabteilungen (...) und die Aufwertung von Bildungsplanung“ (ebd., 168).

Stefan Gers

Seelsorge

1. Hinführung:

Die Seele baumeln lassen, Nahrung für die Seele, sind umgangssprachliche, positiv konnotierte Verwendungen des Wortes Seele (griech. psyché). In der Psychologie (früher ‚Seelenkunde‘) und in der Psychiatrie (früher ‚Seelenheilkunde‘) wird das Wort Seele kaum mehr benutzt. Auch klingt Seelsorge (S.) heute für viele Menschen fremd. Sie wird oft mit Krisen und → Konflikten (schwere Krankheit oder → Tod von Schülern, Amokläufe usw.) sowie dem religiösen Bereich in Verbindung gebracht (vgl. Ziemer 2015, 15). Mit S. werden oft unterschiedliche Begriffe assoziiert: auf evangelischer Seite Gespräch, → Beratung, Aussprache (vgl. ebd.) und auf katholischer Seite Pastoral (vom lat. pastoralis, also „dem Wesen eines Hirten zu eigen“).

2. Begriff:

Platon lässt Sokrates in der Apologie die Menschen auffordern, dass diese sich nicht nur um Reichtum und Ehre, sondern sich „um ihre Seelen sorgen“ (29e2). Philosophie wird hier als S. verstanden, als Sorge um das Eigentliche bzw. den Kern des Menschen. Im Sinne Platons geht es um die unsterbliche Seele im Unterschied zum sterblichen Leib. Dieser dualistische Gegensatz übernahm das Christentum über die griechischen Kirchenväter im 4. Jh. n. Chr., allerdings als Strategie von Priestern, um möglichst viele Seelen für das ewige Heil zu retten (vgl. Nauer 2014, 52ff.). Auch wenn man heute noch vereinzelt ein solches Verständnis von S. antreffen kann, sind doch Paradigmenwechsel erfolgt.

3. Paradigmenwechsel:

Gegen Ende der 1960er-Jahre wandte sich die Theologie in Europa radikal dem Menschen in seinen körperlichen und psychischen Problemlagen zu (Pohl-Potalong 2004, 1114 f). S. bedeutet hier: sich für Menschen Zeit nehmen; für sie da sein und

da bleiben, ohne etwas ‚machen‘ oder ‚verändern‘ zu können; empathisch zuhören; Lebensgeschichten erzählen lassen usw. Dazu wurden v.a. aus der Psychologie Grundlagen und → Methoden rezipiert und theologisch in der Pastoralpsychologie weiterentwickelt (vgl. ebd., 1115). Seelsorgende machen sich mit Menschen gemeinsam auf den Weg, um Lebensdeutungen und Spuren Gottes mitten im aktuellen → Lebenskontext zu suchen.

Ab den 1980er-Jahren wurde S. in unterschiedliche Richtungen weiterentwickelt: stärker berücksichtigt wurde z.B. der gesellschaftliche → Kontext und damit S. als materielle und strukturelle Begleitung bzw. als → systemische S. (vgl. Morgenthaler 2013) und die Dimension der Leiblichkeit (Naurath 2000). Trotz veränderter Ausrichtungen bleibt S. christlich verstanden unverzichtbares kirchliches Handeln (Klessmann 2015, 147ff.) bzw. ein Handeln i.S. der jeweiligen → Religionsgemeinschaften (vgl. Mohagheghi 2014).

4. Vielgestaltigkeit:

Unterschieden werden kann zwischen intentionaler S. (das vereinbarte Gespräch), funktionaler S. (sich ‚nebenbei‘ ergebene S.) und dimensionaler S. (als Grundeinstellung jeglichen Handelns) (vgl. Ziemer 2015). S. gibt es in unterschiedlichen Handlungsfeldern, bspw. als Notfall-, Internet-, Polizei- und Militärseelsorge, aber auch in der Kirchengemeinde, im Krankenhaus, im Altenheim, im Gefängnis, am Flughafen und in der Schule (→ Schulpastoral/Schulseelsorge).

5. Spiritual Care als neue Herausforderung:

Wie die Fürsorgetradition in der Sozialen Arbeit weiterentwickelt wurde, muss auch S. dort weitergedacht werden, wo religiöse Inhalte selbst zum Problem werden. In Bereich der Medizin wird diese interprofessionelle Aufgabe mit dem aus dem angelsächsischen übernommenen Begriff ‚Spiritual Care‘ angezeigt. Spiritualität (→ Religiosität) wird dabei als Ressource für die Stabilisierung der Lebensqualität und für die Verarbeitung von Problemlagen angesehen (vgl. Riegger/Sommermann 2016). In diesem Sinne geht es um eine multidimensionale Be-

gleitung von Menschen in Bezug auf Körper, Psyche, Geist und soziale → Kontexte (vgl. Nauer 2014), um ein immer besser gelingendes ‚Leben in Fülle‘ (Johannesevangelium 10,10) anzustreben.

6. Perspektiven für die Praxis der Schulsozialarbeit:

- In der S. kümmert man sich um den ganzen Menschen, um körperliche und psychische Belange ebenso, wie soziale und religiöse.
- Obwohl S. Wirkungen i.S. der Sozialen Arbeit zeitigen kann und sich ähnlicher Methoden sowie Haltungen bedient, ist es wichtig, S. von Sozialer Arbeit zu unterscheiden.
- S. ist konfessions- und → religionsbezogen, sollte aber immer auch für unterschiedliche Konfessionen und Religionen offen sein.
- Geht man von Spiritual Care aus, könnten alle in der Schule Tätigen (Schulsozialarbeiterinnen, Lehrende, → Schulseelsorgerinnen usw.) die spirituelle Dimension des Lebens und damit das Leben in seiner Multidimensionalität in ihrem Handeln (mit) berücksichtigen.

Manfred Riegger

Selbstverletzendes Verhalten

Nicht suizidale Selbstverletzungen gehören in der Jugendphase zu einer typischen Erscheinungsform und werden umgangssprachlich auch als Ritzen oder Schneiden bezeichnet.

Die Angaben zur Häufigkeit des Auftretens schwanken in der Fachliteratur. Jüngste Untersuchungen gehen davon aus, dass sich um 10–20% der Jugendlichen selbst verletzen. In der Heidelberger Schulstudie berichteten knapp 11% der Jugendlichen der untersuchten neunten Klassenstufen von bis zu dreimaligem Selbstverletzen innerhalb eines Jahres, während 4% sich häufiger als drei Mal selbst verletzten (vgl. Kaess 2012, 35ff.). Jugendliche beginnen in einem jüngeren Alter mit dem Selbstverletzen und der Anteil der männlichen Personen gegenüber den weiblichen liegt bei ca. 2 zu 10. Dabei sind die Ausprägungen sehr verschieden und reichen von sehr oberflächigen, wenigen Querschnitten in die Unterarme